

3. offener Brief in Sachen Stuhl.

An den Ehrenvorsitzenden des Gebirgsvereins Dnbin,
Herrn Alexander Haase.

Dnbsch, den 14. 12. 21.

Sehr geehrter Herr!

„Die nationale Richtung (der Wissenschaft) ist für die Deutschen gegen die andern, die internationale ist für die andern gegen die Deutschen“, so schreiben Sie in Nr. 25/1921 der „Oberlausitzer Heimatzeitung“ an mich. Das aber ist der fundamentale Irrtum Ihrer Gedankengänge. Sie werfen Geschichtswissenschaft und Politik in einen Topf.

Die Geschichtswissenschaft spricht ehrlich aus, was einst war, sie hat sich jeder nationalen Tendenz zu enthalten. Sie muß auch die dunklen Seiten des eigenen Volkslebens und nicht nur die hellen in ihren Schriften darstellen. Ein Forscher, der an seinen Quellen willkürlich herunkorrigiert und sie tendenziös zu färben versucht, begeht eine Fälschung. Wie war es einst bei E. Häckel?

Wir Deutschen haben es aber wahrlich nicht nötig, den Ruhm unserer vaterländischen Vorzeit durch Phantasien zu verstärken. Zeiten „nationaler“ Wissenschaft hat es wohl in jedem Lande gegeben: In Frankreich wollte man einst den Einfluß fränkischer Elemente im französischen Blute leugnen, im slavischen Lager hob man einst die „armen und unterdrückten Bohmen“ als Unschuldslämmer in den Himmel und es gab eine Zeit in Deutschland, da man die „alten Deutschen“ als Idealgestalten ansah. Diese Epochen sind vorbei. Ihre Ansichten waren unhaltbar.

Sie wollen mit Herrn Prof. Stuhl das Alte wieder beleben und wittern in mir einen Slavophilen, weil ich in meinem Slavonien-Artikel mir erlaubte, die Greuel der Christianisierung Ostbaltens als solche zu bezeichnen. Ich verweise Sie daher auf die Quelle: vitae etc. Ottonis Mon. Germ. Hist. SS. XII, pag. 721—919.

Wenn Sie aber in mir einen Wendenfreund vermuten, so lassen Sie in erster Linie dabei die Toten im Grabe in Ruhe, sie können sich nicht mehr wehren. Was Michael und Abraham Frenzel in den Jahren 1628—1740 dachten und schrieben, das ist heute vielfach überholt, aber vieles ist auch noch wertvoll (cf. Prof. Müller-Löbau im Oberlausitzer Heimatkalendar 1922).

Daß ich nun für etwas eintrat, das Ihnen nicht paßte, genügt Ihnen, um mich mit dem Schmutz des Renegatentums zu besudeln. Ich weise Ihre Anfragen mit Entrüstung zurück.

Sie schreiben als Ehrenvorsitzender des Gebirgsvereins Dnbin. Ist Ihre Meinung auch die Ihres Vereins?

Die Stelle wegen der Stuhl'schen Literatur lesen Sie sich bitte in meinem zweiten Briefe nochmals durch. Sie taten es bisher ungenau. Die von Ihnen erwartete „richtige Antwort“ ist mir Herr Prof. Stuhl allerdings schuldig geblieben.

Was meine Jugend von dreißig Jahren anlangt, über die Sie sich zu spöttein erlauben, so kann ich nur sagen: Das Übel behebt sich mit der Zeit.

Dann aber vermute ich in Ihnen den Herrn, der nach Würzburg zog. Ist dies der Fall, so glaube ich, Ihren Zorn zu verstehen. Im übrigen aber gebe ich Ihnen im allerwörtlichsten Sinne recht, wenn Sie von einer „Stuhl'schen Erfindung“ sprechen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

(gez.) Walter Frenzel.

An die Schriftleitung der „Oberlausitzer Heimat-Zeitung“,

Reichenau.

Sehr geehrter Herr Marx!

In all seinen Entgegnungen geht Herr Prof. Stuhl um die Kernfrage herum, in einer wissenschaftlichen Zeitschrift seine Hypothesen zu vertreten. Genau wie ein schwebendes mathematisches oder physikalisches Problem nicht in eine Heimatzeitung gehört, so muß ich auch darauf dringen, daß ein historisches von dieser Tragweite in einer Fachzeitung sich der Kritik darstellt. Gegen die Tragweite der Stuhl'schen Hypothesen ist die der Einstein'schen und Steinach'schen nichts. Sämtliche europäische Historie wäre Anstoss, wenn Prof. Stuhl recht hätte.

Ich gehe daher nicht in die Falle, die er mit der Darbietung eines reichen Materials neuerdings wieder stellt, und warte mit sachlichen Erörterungen die Zeit ab, in der er in einer der zahllosen deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften seine Sachen veröffentlichen wird.

Mein Ziel war, die Oberlausitzer vor dem blinden Glauben an seine „felseneften Erkenntnisse“ zu warnen; dies Ziel ist durch die verschiedenen Briefe erreicht worden.

Ich werde baldigst Ihnen in Verfolg dieser Angelegenheit einen Artikel „Die Besiedelungs-Verhältnisse der Oberlausitz im ersten nachchristlichen Jahrtausend“ zur Verfügung stellen. Er wird sich sowohl mit dem hier wieder aufgetauchten Urgermanenproblem Ostdeutschlands als auch mit den Ortsnamenschichten beschäftigen. Ob die germanischen Ortsnamen in der Südblausitz herum-„wimmeln“, wird sich dann erweisen.

Wenn Herr Prof. Stuhl aber von Lokalhistorikern in absprechendem Sinne schreibt, so wird dies wohl von den wirklichen Lokalforschern der Oberlausitz, zu denen ich leider nicht gehöre, zurückgewiesen werden. Jedenfalls gründet sich auf die emsige und glänzende Arbeit der deutschen Lokalforscher ein großer Teil unserer Geschichtskennntnis.

Mit verbindlichstem Grusse Ihr Ihnen sehr ergebener

(gez.) Walter Frenzel.

Bergessene Lausitzer Sagen

Mitgeteilt von Fritz Leister

Der polternde Mönchsgeist

In der Nähe von Meßersdorf fand man einst einen alten, toten Mann. Er war nur mit einem Mönchskittel angetan und hatte auch sonst keinerlei Erkennungszeichen bei sich. Wahrscheinlich war es ein Pilger, der nach dem Heiligen Grabe wandern wollte und unterwegs an Entkräftung gestorben war. Die Bauern forschten deshalb nicht erst weiter nach, sondern machten ihm in einer Kirchhofsecke, an der Wand des Kirchturmes, ein Grab und legten ihn dort zur ewigen Ruhe.

Sein Geist muß aber doch keine Ruhe im Grabe gefunden haben, denn sonderbarerweise war es seit jener Zeit auf dem Kirchhof wie auch in der Kirche nicht mehr recht geheuer. Es spukte allenthalben, ohne daß man je eine Erklärung fand. Eines Morgens um die dritte Stunde stieg der Nachtwächter wieder auf den Turm, um den Morgen einzuläuten. Er hörte es poltern und rumoren, kümmerte sich jedoch herzlich wenig darum und ging an den Glockenstrang, um zu läuten. Er zog und zog und zog — aber die Glocken schlugen nicht. Als er lange genug gezogen hatte, wurde ihm die Sache doch zu dumm und er beschloß, ihr einmal auf den Grund zu gehen. Er nahm also seine Hellebarde, sprach sich allen Mut, den nur ein Nachtwächter haben kann, zu, und stieg polternd und schimpfend die greulich knarrende Turmtreppe hinauf. Oben angekommen, schlug er mit seiner Hellebarde die Falltür auf und — vor Schreck fiel ihm sein Spieß augenblicks wieder die Treppe hinunter — denn ein alter Mönch mit einem schrecklichen Angesicht stand plötzlich vor ihm, und ehe er noch entfliehen konnte, versetzte ihm der Mönch eine so gewaltige Ohrfeige, daß er bewußtlos die Treppe hinunterpurzelte. Als er wieder zur Besinnung kam, schien der helle Tag voll lachenden Sonnenscheins schon durch die Turmfenster, und die Dorfbewohner mögen schön gelacht haben, als der Nachtwächter, der vor Schreck immer noch käseweiß war und überdies etliche Beulen, sowohl an seinem Kopfe wie an seiner Rüstung hatte, wie ein armseliger Seifensieder am hellerlichten Tage traurig nach seinem Hause trottete.

Aus der guten alten Zeit

Da die alte preussische Regierung im vorigen Jahrhundert ebensowenig mit den Steuern auskam wie die jetzige, so ist es kein Wunder, wenn sie alle möglichen Mittel ersann, um neue Steuern zu gewinnen. So schickte die Regierung einstmals eine Anfrage an alle Gemeindevorsteher und bat um Auskunft über